

Schwester, machen Sie eine Eisblase! : Ein Schnupperferienlager für Pflegeberufe

Autor(en): **Ritzel, Johanna**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **78 (1969)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974373>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schwester, machen Sie eine Eisblase!

Ein Schnupperlehrferienlager für Pflegeberufe

Viele Monate, die zusammen fast ein ganzes Jahr ausmachen, sind vergangen, seitdem erstmals die Idee aufkam, ein Ferienlager für Interessentinnen von Pflegeberufen zu veranstalten. In enger Zusammenarbeit mit der Berufsberatung wurden die notwendigen Schritte in die Wege geleitet, um dem Gedanken zu seiner Verwirklichung zu verhelfen. Welches Ziel wollte man mit dem Lager verfolgen? Wer sollte an ihm teilnehmen dürfen, und wer kam für die Leitung des Lagers in Betracht? Schon bald war man sich über diese Fragen im klaren. Eine Schnupperlehre, wie sie heute in beinahe allen Berufen üblich und begehrt ist, scheidet für die Pflegeberufe in der Regel aus, weil die Schwestern in den Spitälern überlastet sind und sich nicht genügend der jungen unerfahrenen Schnupperlehrlinge annehmen können und weil überdies die Rücksicht auf die Kranken es gebietet, dass man nur jenen ihre Pflege anvertraut, die gemäss gründlicher Ausbildung darauf vorbereitet sind und die notwendige Reife besitzen. Diese berechtigten Einwände änderten jedoch nichts an der Tatsache, dass immer wieder junge Mädchen sich in den Berufsberatungsstellen nach den Möglichkeiten einer Schnupperlehre im Spital erkundigten.

Das Ferienlager sollte nun also einen Ersatz für die eigentliche Schnupperlehre bieten. Was die Teilnehmerinnen betraf, so schränkte man deren Kreis von Anfang an in der Weise ein, dass sie nur durch die Vermittlung der Berufsberatung aufgenommen werden sollten, so dass Gewähr für eine sorgsame Auslese geboten war. Die schwierigste Frage war die der Lagerleitung. Würde man genügend fähige Krankenschwestern finden, denen es mit Einfühlungsvermögen in die Vorstellungswelt der vierzehn- bis fünfzehnjährigen Mädchen gelänge, einen wirklichen Eindruck von dem Leben im Spital zu vermitteln? Nur dann nämlich hatte das Lager einen Sinn. Die nachstehenden Erinnerungen einer Krankenschwester, die an der Lagerleitung teilnahm, geben Antwort auf diese Frage und zeigen, dass das Experiment, ein Schnupperlehrferienlager für künftige Krankenschwestern durchzuführen, zu aller Zufriedenheit gelungen ist.

Eine Woche vor dem Lager: Mein Herz klopft stärker bei dem Gedanken an die hochgespannten Erwartungen der 54 Mädchen, die sich als Teilnehmerinnen für unsere Schnupperlehre gemeldet haben. Wird es uns, der Lagerleitung, gelingen, fern vom Spital die Mädchen «Spitalluft atmen zu lassen» und ihnen einen Eindruck davon zu vermitteln, was es heisst, Kranke zu betreuen? Die Aufgabe ist für uns Schwestern um so schwieriger, da

wir uns nicht persönlich kennen. Werden wir uns gut untereinander verstehen, werden wir das recht anspruchsvolle Programm meistern können? Ausser uns acht Krankenschwestern von den verschiedensten Schulen in der deutschen Schweiz sind noch zwei Berufsberaterinnen dabei.

Wir treffen uns zum erstenmal in Zweisimmen, wenige Stunden, bevor wir unsere Schützlinge auf dem Bahnhof in Empfang nehmen. Bald schon sind wir in ein angeregtes Gespräch verwickelt: Das Programm für jene Stunden, die der Krankenpflege gewidmet sind, wird besprochen, die Aufgaben werden verteilt. Das Eis ist erst recht gebrochen, als eine der Schwestern mit einer Ueberraschung herausrückt: «Ich habe ein Lagerlied gemacht.» Sie hat kaum Zeit, das Manuskript aus der Tasche hervorzuholen, als wir uns auch schon darüber beugen und zuerst scheu, dann immer herzhafter «unser» Lagerlied singen. Die Melodie prägt sich schnell ein. Den Mädchen wird es nicht viel anders als uns ergehen. Wir werden unser Lied in den nächsten vierzehn Tagen ungezählte Male singen oder vor uns hin summen.

Am 21. Juli, am frühen Nachmittag, treffen wir unsere Schutzbefohlenen. Unser Erkennungszeichen auf dem Bahnhof Zweisimmen ist ein Schellenursli, der schnell noch an einen langen Stock gebunden wird. Lustig klingelt er über unseren Köpfen. Fällt es da noch schwer, die grosse Mädchenschar zu finden? Koffer und Rucksack schleppend kommen sie daher, und bald ist der Bahnhof Zweisimmen gründlich verstopft. Die kleine blaue Bahn rüttelt uns in gemütlichem Tempo nach Lenk hinauf, vorbei an grünen, satten Wiesen, Wäldern und Feldern.

Unser Quartier in Lenk ist die Militärsanitätsanstalt, in der während der Sommermonate verschiedene Ferienlager stattfinden. Zwei schöne und geräumige Baracken dienen uns als Wohnung. Eine dritte ist «Schulhaus» und «Spital». Dort schlägt das Herz der Schnupperlehre. An Material steht uns alles zur Verfügung, was man im täglichen Leben eines Spitals braucht; zehn Kisten mit Kursmaterial vom Schweizerischen Roten Kreuz, Blutdruckmessapparat, Verbandmaterial, alles, was es im Operationssaal braucht, und vieles andere mehr. Gleich am ersten Vormittag «spielen» wir Krankenhaus: «Es geht zu wie in einem Bienenhaus», heisst das Thema.

Gespannt sitzen die 54 Mädchen in doppeltem Halbkreis um das Bett herum, in dem eine der Schwestern als Patien-

tin liegt. Sie ist nun Frau Schwarz, der es nach einer Magenoperation gar nicht gut geht. Die besorgte Nachtschwester stattet der Abteilungsschwester Rapport ab. Frau Schwarz liegt matt in den Kissen, lässt teilnahmslos Fiebermessen und Morgentoilette über sich ergehen, und auch das Frühstück bereitet ihr keinen Genuss. Sie klagt über Schmerzen, sie friert. Die Abteilungsschwester und auch die Schwesternhilfe sorgen sich um Frau Schwarz. Die Patientin bekommt eine Wärmflasche, eine Spritze gegen die Schmerzen, aber nichts hilft. Der Arzt wird gerufen. Er untersucht Frau Schwarz gründlich. Laboruntersuchungen und Röntgenaufnahmen gehören ebenfalls dazu. Der Entscheid des Arztes lautet schliesslich: Frau Schwarz muss nochmals operiert werden. Der Arzt teilt es ihr schonend mit. Vor der Operation muss eine Magenspülung gemacht werden. Schwester Anni und Schwester Elisabeth, die die Rolle einer Schülerin zu spielen hat, bringen Magensonde und Trichter. Schwester Anni erklärt der Patientin, wie sie atmen muss, um die Sonde hinunterzubringen. Frau Schwarz würgt ein wenig und schluckt den Schlauch (in Tat und Wahrheit verschwindet die Sonde hinter schräg gehaltener Nierenschale und zwischen vielen helfenden Händen in einer Bettflasche . . ., jener Bettflasche, die Frau Schwarz bekam, um ihre kalten Füsse aufzuwärmen und die sie dann in langsamer Fussarbeit unter der Bettdecke heraufgemogelt hat und unter ihrem Nachthemd versteckt hält). Frau Schwarz, alias Schwester Monika, ist eine mustergültige Patientin. Schwester Anni und Schwester Elisabeth arbeiten ernsthaft an der Magenspülung. Stetig sickert das Wasser hinein in den hochgehaltenen Trichter, langsam fliesst es wieder heraus — aus dem Magen — in einen Kübel, der neben dem Bett am Boden steht. Die Mädchen erkennen die kleine Mogelei, die sie jedoch kaum stört, denn hier erleben sie ein Stück «richtiges Spital», etwas, das sie noch nie gesehen haben. Mir kommt es bei dieser Szene vor, als seien die Blicke der Mädchen wie Fäden zusammengeknotet auf dem Gesicht der Patientin, in den Handbewegungen der Schwestern. Das Erleben ist echt.

Doch zurück zu Frau Schwarz! Ein Tag im Spital ist ereignisreich. Kurz vor der Operation bekommt Frau Schwarz den Besuch einer Verwandten. Als praktisch denkende Frau bringt diese der Patientin als kleine Stärkung vor dem Eingriff zwei Landjäger und saftige Kirschchen mit. (Auch solche Begebenheiten ereignen sich im Spital!) Die Schwester kann buchstäblich im letzten Augenblick verhindern, dass Frau Schwarz die ihr nach allen Regeln der Kunst aufgeschwatzte Stärkung zu sich nimmt.

Die Operation verläuft erfolgreich. Frau Schwarz wird in ihr Krankenzimmer zurückgebracht. Am gleichen Abend muss sie schon zum erstenmal aufstehen. Zwar fühlt sie sich noch recht benommen und unsicher, doch sichtlich erleichtert. Dann erzählt sie der erstaunten Nachtschwester, was ihr der Tag alles gebracht hat. — Soweit unser «Spitalleben»! Die Sorge, es könne uns nicht gelingen, einen lebendigen Eindruck von den Aufgaben der Krankenschwester im Spital zu vermitteln, ist nach diesem Vormittag wie weggeblasen. Das Interesse und die Begeisterung der Mädchen spornen uns derart an, dass die Phantasie beflügelt wird. Aehnlich wird es uns auch an einem späteren Tag ergehen, der vom Geschehen im Operationsaal berichtet: Wieder wird die Information in Form von Theater dargeboten.

Auf dem Programm stehen aber auch Unterrichtsstunden in Krankenpflege, bei denen die Mädchen allerhand lernen müssen. Die Themen heissen: Das Thermometer klettert auf 39 Grad! Was tun? — Kranksein ist nicht angenehm, doch kann man vieles tun, um dem Patienten zu helfen! (Wie wird ein Unter- und ein Oberleintuchwechsel vorgenommen? Wie fertigt man eine Rückenstütze an?) — Bazillen sind kleine Teufel, die man bekämpfen muss! (Warum Hygiene so wichtig ist) — Schmierer und Salben hilft allenthalben (von Pillen, Tropfen, Salben und anderen Medikamenten) — Ein Kopfverband ist kein Hut, aber trotzdem sehr nützlich (kleine Verbandlehre). Eifrig notieren die Mädchen alles, was sie in diesen Unterrichtsstunden, die von praktischen Uebungen begleitet sind, lernen. Dass sie Beziehung zur Pflege eines Kranken gewinnen, dass sie selber einmal erleben, was pflegen heisst — das ist das Ziel der Unterrichtsstunden, die etliches bieten, was man jederzeit daheim, wenn ein Krankheitsfall auftritt, brauchen kann: etwa eine Halsuntersuchung, das richtige Anlegen eines Hand- oder Fussverbandes. Natürlich tragen wir Schwestern in all diesen Stunden unsere Tracht, die Mädchen hingegen erscheinen in weissen Schürzen, Uhr und Armband sorgfältig am Schürzenträger befestigt, so wie es sich gehört.

Zu einer Schnupperlehre gehört natürlich auch ein Spitalbesuch. Einige Mädchen betreten das Krankenhaus nur zaghaft. Man spürt, dass viele Fragen sie bewegen: Hinter den verschlossenen Türen in den langen Korridoren liegen so viele kranke Menschen. Kann ihnen geholfen werden? Und wie? Alles im Spital ist ein bisschen geheimnisumwittert.

Andere sind realistischer eingestellt. Sie finden es spannend, einmal hinter die Kulissen schauen zu dürfen, mit einzelnen Patienten sprechen zu können und durch Flügeltüren zu gehen, auf denen geschrieben steht: «Zutritt verboten.»

Zum Schluss sind wir zu Gast in einer Unterrichtsstunde in der Schwesternschule. Erstaunt sehen die Mädchen, mit welcher Geschicklichkeit und Genauigkeit zwei Schwestern einem «schwerkranken» Patienten das Bett richten. Irgendwo höre ich einen geflüsterten Kommentar: «Da braucht wirklich kein Patient Angst zu haben, die Schwestern könnten ihm beim Betten weh tun!»

Manches Mädchen hegt den Wunsch, später einmal Kranke zu pflegen. Unsere 54 Schutzbefohlenen haben dank diesem Wunsch den Weg ins Lager gefunden. Welche Ausbildungsmöglichkeiten und spätere Tätigkeiten stehen einem an der Pflege interessierten Mädchen zur Verfügung? Kaum jemand weiss es. Nun kommen in unserem Ferienlager die beiden Berufsberaterinnen an die Reihe, die bisher mehr planend und ordnend tätig waren. Die eine von ihnen hält «Sprechstunde», die andere ist das Vreneli, die Ratsuchende. Vreneli ist ein braves Mädchen, das schon viel über Krankenpflege weiss: Kinder, Erwachsene, alte Menschen bedürfen der Pflege. Einmal hat Vreneli sogar schon etwas von einer «Psychologieschwester» — natürlich meint sie damit die Psychiatrieschwester — gehört. Sie weiss auch, dass man eineinhalb oder drei Jahre lernen kann. Ein Wirrwarr von Begriffen stürmt auf die Berufsberaterin ein. Was kann sie Gescheiteres tun, als Ordnung hineinbringen: Sie erzählt von der dreijährigen Ausbildung als Krankenschwester in allgemeiner Krankenpflege, in Wochenpflege, Säuglings- und Kinderkrankenpflege und in psychiatrischer Krankenpflege. Sie geht auch auf die eineinhalbjährigen Ausbildungsmöglichkeiten als Pflegerin, als Hauspflegerin und als Pflegerin für das gesunde Kind ein und erwähnt die Spitalgehilfin. Um sich alles gut zu merken (und damit die Mädchen, die voller Interesse diesem Gespräch folgen, sich die verschiedenen Möglichkeiten notieren können), schreibt Vreneli die einzelnen Berufe fein säuberlich an die Wandtafel.

Auf diese gar nicht trocken anmutende Theorie folgt dann ein Lichtbildervortrag über die verschiedenen Pflegeberufe. Eingehend wird die Arbeit im Spital gezeigt. Es werden alle Möglichkeiten umrissen, die sich innerhalb der Krankenpflege bieten, einschliesslich Weiterbildung. Ausserdem zeigt Schwester Monika einen Film über die

Gemeindepflege, und Schwester Rösli, die jahrelang als Schwester in Ghana gearbeitet hat, berichtet an Hand von Dias spannend über ihre verantwortungsvolle Tätigkeit im Schwarzen Kontinent.

Ein Abend ist der psychiatrischen Krankenpflege gewidmet. Unsere Mädchen sind bereits darauf vorbereitet, haben sie doch schon manches gehört und gesehen, was die Psychiatrie betrifft. Nun sollen sie den Film «Patientin Jessica» sehen. Zu Beginn wird die Frage aufgeworfen: «Worin liegt der Unterschied zwischen einer psychiatrischen Klinik und einer Irrenanstalt?» Betretenes Schweigen, nachdenkliche Gesichter. Dann erheben sich die Finger: «In der psychiatrischen Klinik werden jene Fälle gepflegt, die heilbar sind; in der Irrenanstalt leben die unheilbar Kranken.» Wir lassen die Frage offen — immer taucht der gleiche Gedanke auf. Irgendwo im Vordergrund äussert jemand zaghaft: «Aber das ist doch das gleiche.» In der allgemeinen Meinung jedoch geht die Einzelstimme unter.

Das Nachdenken über diese Frage bereitet den Boden für eine kurze Darstellung der Geschichte der psychiatrischen Krankenpflege. Hier ist auch von dem grossen Wandel die Rede, der sich in der Psychiatrie vollzogen hat. Mit wirklich offenen Augen erleben die Mädchen dann den Film: Mittagspause. Ein junges Mädchen geht im Park spazieren und trifft eine verstört aussehende Frau, die darum bittet, dass man ihr bei der Suche nach ihrem Hund behilflich sei. Es ist Jessica, die kurz darauf von einer in Zivil gekleideten Schwester angesprochen und sanft am Arm genommen und zu einem wartenden Wagen geleitet wird. Das junge Mädchen besucht bald darauf Jessica und erlebt in einer psychiatrischen Klinik die ihr fremde Welt der seelischen Krankheiten. Der Eindruck, den es durch die Begegnungen mit Jessica gewinnt, weckt die Neugier, und daran knüpft sich manches Gespräch mit einer Psychiatrieschwester an, die die Arbeit mit den ihr anvertrauten Patienten schildert.

Was wäre eine Schnupperlehre für Pflegeberufe, wenn nicht auch die Kinderkrankenpflege berücksichtigt würde! Wir haben uns diesen Pflegezweig bis zum Schluss aufgespart, weil wir wissen, wie sehr unsere Schutzbefohlenen gerade auf dieses Kapitel warten. «Kranke Kinder — grosse Sorgen», heisst das Thema. Von der Entwicklung des gesunden Kindes ausgehend, erzählt Schwester Rösli von verschiedenen Kinderkrankheiten. Welch wichtige Aufgabe hat doch die Kinderkrankenschwester zu erfüllen! Sie muss auf die Nöte ihrer kleinen Patienten

eingehen, sie verstehen und überall zu helfen wissen, sei es nun mit Spritze und Zäpfchen oder mit einem Heftpflaster, wenn der kranke Teddybär operiert wird. Die nächste Unterrichtsstunde führt in die Schwangerschaftsberatung: Die hochschwängere «Frau Meier» kommt zur Hebamme. Sie will wissen, ob es stimmt, dass sie Zwillinge trägt. Die Hebamme untersucht die Frau: Sie hört zwei Herzen schlagen, fühlt auch zwei Köpfchen — eines auf der rechten, eines auf der linken Seite. Als dann später zwei lebensgrosse Puppen ins Schulzimmer getragen werden — Frau Meiers Zwillinge —, ist die Begeisterung gross.

Die Mädchen können nun sehen, wie die Schwestern ein Baby waschen, baden und wickeln. Anschliessend darf ein jedes von ihnen zeigen, was es beim Zuschauen gelernt hat oder was es durch tägliches Ueben mit den kleineren Geschwistern schon von zu Hause her wusste.

Wenn unser Lenker Lager auch die Bezeichnung «Ferienlager» trägt, so wird doch ernsthaft gearbeitet. Tag für Tag, wie in der Schule. Endlich naht jener Vormittag, an dem ein kleines theoretisches und praktisches Examen auf dem Programm steht. In allen Unterrichtsstunden sind die Mädchen in drei Arbeitsgruppen eingeteilt worden: Alpenrose, Enzian und Edelweiss. Das Examen bringt nun einen Wettstreit dieser drei Gruppen. Ein jedes kommt an die Reihe. Die Jury, die feierlich an einem Tisch Platz genommen hat, besteht aus den acht Krankenschwestern und den beiden Berufsberaterinnen. Man ist streng im Urteil, man darf es sein, denn die Mädchen beeindrucken alle mit ihrem Wissen und ihrer Geschicklichkeit bei pflegerischen Verrichtungen. Die Fragen? Hier sind ein paar Beispiele: Ein Patient klagt über Schmerzen in der Ferse. Was tust du? — Verabreiche einem Kranken fünfzehn Tropfen! — Warum trägt man im Operationsaal eine Kopfbedeckung und eine lange Schürze? — Welche Pflegeberufe gibt es? — Wechsle das Oberleintuch und das Unterleintuch, während der Patient im Bett bleibt! — Was weisst du über die psychiatrische Krankenpflege und über psychiatrische Kliniken? Das Examen nimmt den ganzen Vormittag in Anspruch. Als Lohn für alle Anstrengungen gibt es «süsse» Preise: Schokolade und Guetzi. Ebensovichtig aber sind die Punkte, die die Jury, sorgsam abwägend, verteilt hat.

«Erst die Arbeit, dann das Spiel!» Dieses Motto herrscht auch in unserer Schnupperlehre. Doch zum Lagerleben gehört selbstverständlich auch Gesang und Spiel. Am Abend sitzen wir in fröhlicher Gemeinschaft zusammen.

Einmal gibt es auch ein loderndes Lagerteuer. Der erste August bringt uns bei strahlendem Wetter einen Ausflug zu den Tellspielen nach Interlaken. Alles in allem: Es ist eine schöne Zeit mit lustigen, lehrreichen und auch nachdenklichen Erlebnissen.

An zwei Tagen stehen Wanderungen in die Berge und Täler in und um Lenk auf dem Programm. Kannenweise kauft Schwester Anni frische Alpenmilch beim Senn, um die müden Lebensgeister wieder zu wecken. Den Schlussabend gestalten die Mädchen selber, indem sie Scharaden aufführen. Auch hier wieder spielen Schwestern, Aertze und Spital die Hauptrolle . . .

Inzwischen ist der Herbst ins Land gezogen. Doch in der Erinnerung sind die zwei Wochen unseres Ferienlagers noch so lebendig, als sei es erst gestern gewesen. Manches Gespräch, mancher Brief zeigt uns, dass alles, was wir den 54 jungen Teilnehmerinnen über die Krankenpflege erzählt und gezeigt haben, auf fruchtbaren Boden gefallen ist.

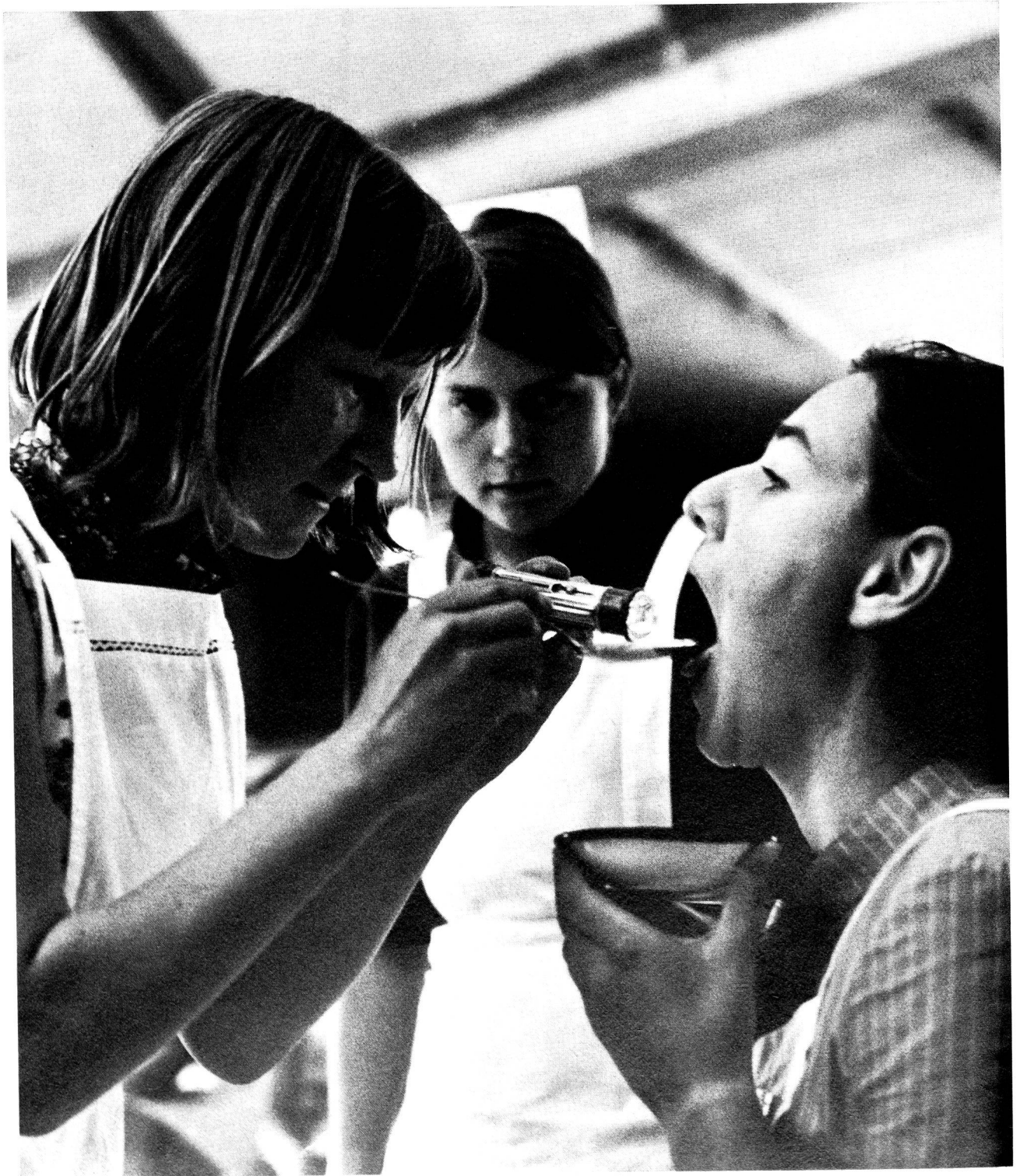
Johanna Ritzel

Ferien besonderer Art

Erstmals hatte das Schweizerische Rote Kreuz in diesem Jahr ein Ferienlager für junge Mädchen veranstaltet, die etwas über die Arbeit der Krankenschwester erfahren wollten. Eine grosse Mädchenschar in weisser Schürze — insgesamt hatten 54 Mädchen aus der ganzen deutschen Schweiz an dieser Schnupperlehre teilgenommen —, dazwischen vereinzelt ein weisses Häubchen unter der Rotkreuzfabne, im Hintergrund die Baracke, die für zwei Wochen Wohnung bot, und die eindruckliche Bergkette: das musste im Bild festgehalten werden als Erinnerung an eine Zeit, an die man sicher noch Jahre später gerne zurückdenken möchte.



«Zeige, wie man eine Racheninspektion vornimmt», so stand auf dem Zettel geschrieben, den diese beiden eifrigen Teilnehmerinnen während eines kleinen Examens aus einem bunten Durcheinander von Aufgaben zogen. Schwester Elisabeth, selber erst vor kurzem der Schule entwachsen, kann ihnen wohl nachfühlen, was es heißt, «Examenskandidatin» zu sein. Dennoch wacht sie sorgsam darüber, dass alles richtig gemacht wird. Kunststück, wenn einem später die sicher nicht allzu leichte Aufgabe obliegt, in Punkten die Leistung zu bewerten.



Eine Baracke mit bebelmässiger Einrichtung! War es da überhaupt möglich, Spitalatmosphäre herbeizuzaubern? Mancher mochte sich am Anfang ernsthaft gefragt haben, doch bald schon waren alle Zweifel vertrieben. Im Unterrichtszimmer stand ein Bett, eine «Patientin» liess sich schnell finden, und schon übte man mit grösster Gewissenhaftigkeit den Ober- und Unterleintuchwechsel. Unter der umsichtigen Leitung der acht Krankenschwestern, die sich für das Lager zur Verfügung gestellt hatten, lernten die wissbegierigen Mädchen schnell, was es sonst noch alles braucht, um einem Patienten das lange Liegen zu erleichtern.



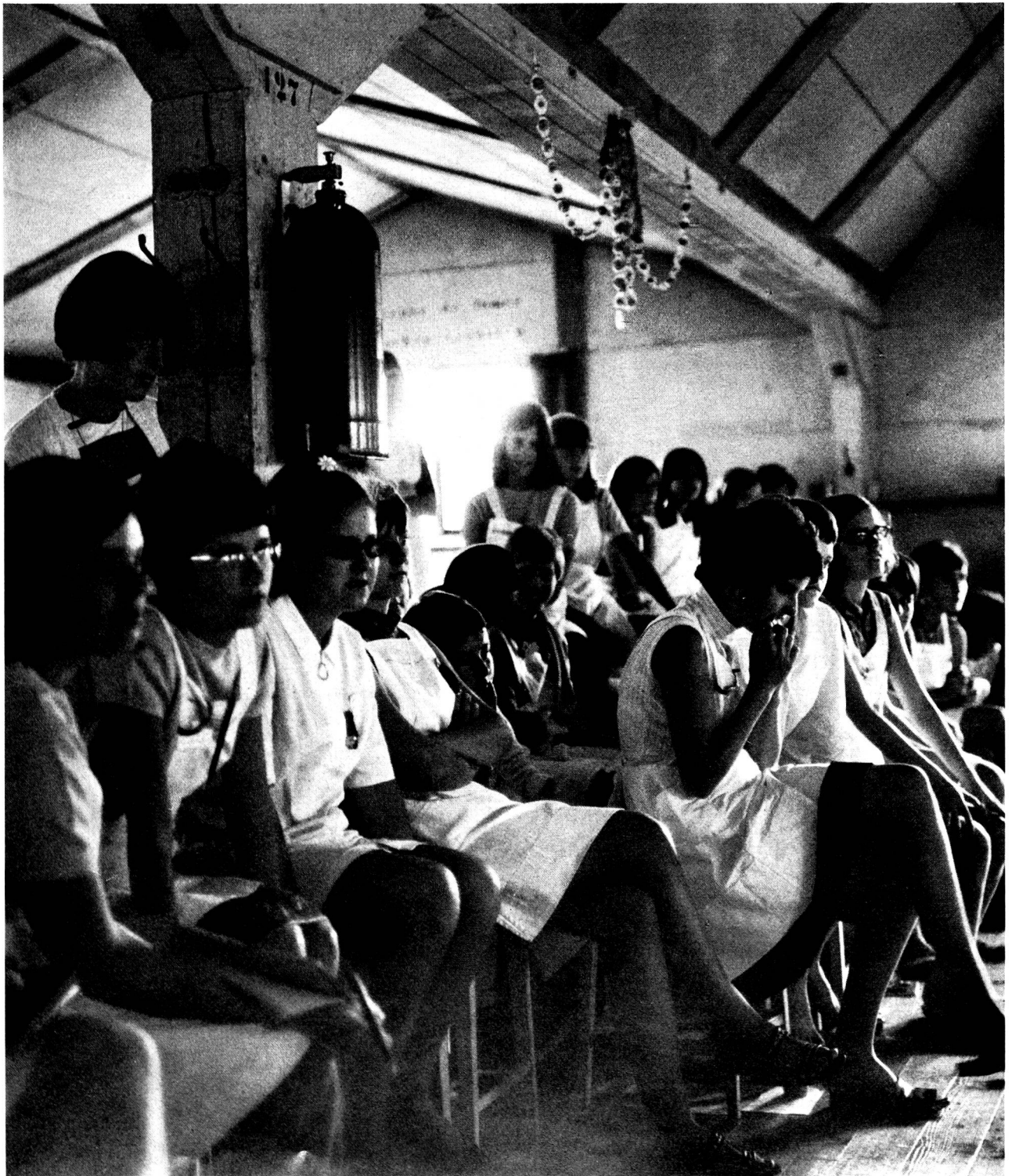
Dass es allerhand Geschick braucht, um einen Verband richtig und fachgemäss anzulegen, erfuhren die Mädchen bald. Eines von ihnen musste, bei jeder Erfahrung, der Nachbarin einen Kopfverband machen. Die Binden rutschten immer wieder herunter, und im übrigen sah das ganze Gebilde recht komisch aus. Der Arzt hätte sicher keine Freude an diesem seltsamen Verband gehabt, der den Namen «Verband» kaum verdiente. Damit begann die Verbandlehre, und bei der kleinen Prüfung schon konnte man etliche «Verbandkünstler» unter der Mädchenschar verzeichnen. Da gab es selbst für die wachsamen Augen der drei Schwestern nichts zu beanstanden.



Ein Messer, ein ausgedienter Karton und ein paar Klebestreifen — mehr braucht es nicht, um eine Rückenstütze für den Kranken anzufertigen. Wer es besonders schön machen will, überzieht sie noch mit einem bunten Papier. Dass sie mit einem Bettlaken richtig eingebettet wird, versteht sich von selbst. Der Kurs «Einführung in die häusliche Krankenpflege» war in das Programm des Ferienlagers eingebaut, daneben wurde jedoch manches gezeigt, was den Bereich der Krankenpflege in häuslicher Umgebung übersteigt und schon zur Spitalpflege zählt. Ziel des Lagers war ja, einen Einblick in das Leben im Spital und in den Aufgabenbereich der Krankenschwester zu vermitteln.



Sicher war es nicht ganz einfach, am Vormittag und nochmals am Nachmittag zweieinhalb Stunden lang auf unbequemen Hockern auszuharren, den Notizblock auf den Knien und eifrig schreibend. Doch waren die Unterrichtsstunden, die Erzählungen der Schwestern von ihrer Spitalarbeit, die Filme, die Lichtbilder und alles, was sonst noch geboten wurde, so fesselnd, dass man die unbequemen Sitze in Kauf nahm. In der Mittagspause sah man überall in den Baracken fleissig schreibende Mädchen: die Notizen wurden fein säuberlich in ein Heft übertragen.



Am Examenstag sass die gestrenge Jury am Tisch beisammen und verteilte nach bestem Können Punkte. Ein Diplom oder irgendeinen Ausweis gab es zwar nicht für die fleissigen Teilnehmerinnen, wohl aber konnte ein jedes der 54 Mädchen für seine Gruppe — insgesamt waren sie in drei Gruppen eingeteilt, die die schöne Bezeichnung «Enzian», «Alpenrose» und «Edelweiss» trugen — Punkte gewinnen, für die man später einen «süsssen» Preis erhielt. Ein Wettstreit also, der sich lohnte und obendrein noch Freude bereitete.



«Eine Operationsschwester trägt nicht Mini» — unter diesem Titel bekamen die staunenden Mädchen ein Spiel zu sehen, das, dargeboten von den Krankenschwestern, nichts an Echtheit zu wünschen übrig liess. Die Rollen waren treffend verteilt: Neben der stöhnenden Patientin, einer Bauersfrau, die in tausend Äengsten schwebte, man müsse ihr das Bein amputieren, gab es einen Arzt, eine äusserst umsichtige Operationsschwester, eine angehende Instrumentierschwester und eine tollpatschige Schülerin, die all das tat, was man im Operationsaal eben nicht machen soll, so dass sich auf diese Weise reichlich Gelegenheit bot, zu zeigen, was sich hinter den Türen mit der Aufschrift «Eintritt verboten» abspielt.

